

KUNSTPHILOSOPHIE

Ein tätiges Band zwischen der Seele und der Natur

SCHELLINGS REDE „ÜBER DAS VERHÄLTNISS DER BILDENDEN KÜNSTE ZU DER NATUR“ AM 12. OKTOBER 1807.

VON JÖRG JANTZEN

Es war eine glanzvolle Rede, die Schelling am 12. Oktober 1807 zum Namensfest des Königs in der Akademie der Wissenschaften hielt (die erste aus diesem Anlass gehaltene Rede). Caroline, seit 1803 Schellings Frau, jubelt: „Schelling hat mit einer Würde, Männlichkeit und Begeisterung geredet, daß Freund und Feind hingerissen war, und nur Eine Stimme darüber gewesen ist, vom

Schelling als Vortragender. Federzeichnung von Franz Krüger, 1840.



Kronprinzen und den Ministern an, die gegenwärtig waren, bis zu den Geringsten. Es ist mehrere Wochen nachher bei Hof und in der Stadt von nichts die Rede gewesen als von Schellings Rede.“

Eine exoterische Arbeit

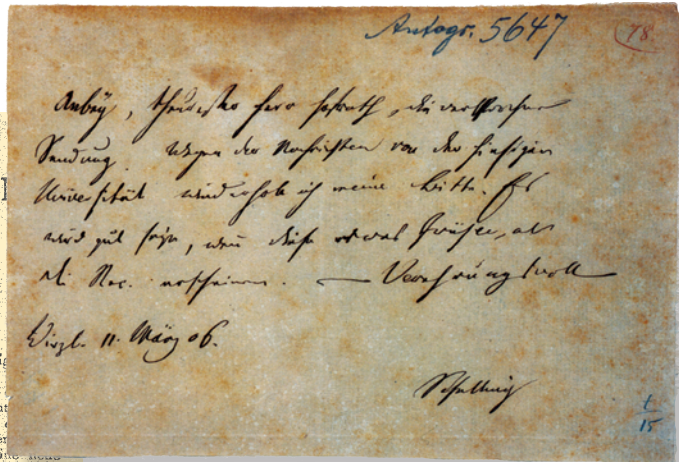
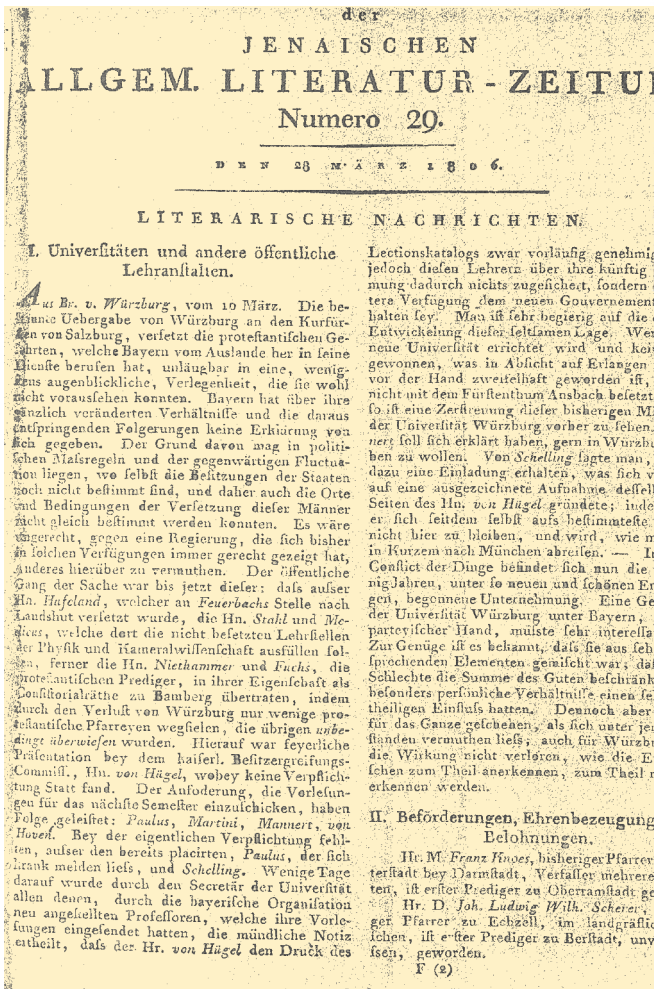
Bald lag die Rede auch gedruckt vor, und Schelling veranlasste zudem Cotta, im „Morgenblatt“ am 31.10.1807 wichtige Stellen aus der Rede einer breiten Öffentlichkeit mitzuteilen. Schelling hatte intensiv an der Rede gearbeitet und sich sein Publikum vor Augen gestellt: „Eine fast ganz exoterische Arbeit ist von mir gefertigt worden ... berechnet für ein gemischtes Publicum.“ Auch das Thema ist nicht unberechnet. In dem jungen Königreich lag die Gründung einer Akademie der bildenden Künste sozusagen in der Luft; es ging ums Prestige, aber doch ebenso darum, über die Künste ein Nationalgefühl zu fördern, das auch insofern von Bedeutung war, als im Zuge der politischen Neuordnung „die berühmten Sitze altdeutscher Kunst (in Schwaben und Franken) mit Bayern vereinigt worden waren“, wie Schelling am Ende der Rede sagt.

„Es wird diese Rede“, schreibt er seinem Vater einen Tag, bevor er sie halten wird, „vielleicht nicht ohne Einfluß auf mein nächstes Glück sein. Der Minister und der vor wenigen Wochen [aus Italien] zurückgekommene Kronprinz werden Zuhörer sein.“

Und in der Tat: im Mai 1808 wurde die Akademie der bildenden Künste gegründet; Schelling wirkte, wie W. G. Jacobs im Einzelnen nachgezeichnet hat, an der Abfassung der Konstitutions-Urkunde entscheidend mit, und er wurde zum Generalsekretär der neuen Akademie ernannt. Das war eine Titularstelle, allerdings mit der Folge eines zweiten Gehalts zusätzlich zu dem des Mitglieds der Akademie der Wissenschaften. Schelling war in München, im Königreich „angeworben“ und wurde zu einem der gelehrten Notablen.

Von Würzburg nach München

1803 hatte ihn, der mit Caroline den Jenaischen Querelen entkommen wollte, Montgelas nach Würzburg gezogen, um dort einer, neben Landshut, zweiten „entkirchlichten“ Universität zusammen mit anderen neu berufenen Professoren Statur zu geben und Studenten anzuziehen. Ende 1805 ging Würzburg mit seiner Universität (1809 wieder als „katholische“ neu organisiert) an den Erzherzog Ferdinand von Habsburg-Lothringen-Toscana. Die bayerischen Professoren mussten übernommen werden. Ob Schelling mit einer Berufung nach Landshut rechnete, sei dahingestellt; immerhin hatte man ihn dort 1802 zum Ehrendoktor der Medizin ernannt und damit in seiner Person den neuen, „naturphilosophischen Geist“ der Zeit auszeichnen wollen. Aber inzwischen herrschte dort ein anderer, „katholischer“ Wind.



Transkription (Erstpublikation mit frdl. Genehmigung der Tenri University Central Library, Japan): *Anbey, theuerster Herr Hofrath, die versprochene Sendung. Wegens der Nachrichten von der hiesigen Universität wiederhole ich meine Bitte. Es wird gut seyn, wenn diese etwas früher, als die Rec[ensionen] erscheinen. – Verehrungsvoll Würzb. 11. März 06. Schelling*

Schellings Schreiben (oben) ist vermutlich an Heinrich Karl Abraham Eichstädt (1772–1848) gerichtet, der zur Zeit des Schreibens Redakteur des „Intelligenzblatts der Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung“ (ALZ) war. Hier erschienen in der Nr. 82 vom 7. April 1806 in der Tat einige Rezensionen Schellings (u.a. über „Kleine Romane, Erzählungen ...“ von A. v. Kotzebue). Aber vor den Rezensionen erschien unter dem Titel „Literarische Nachrichten I. Universitäten und andere öffentliche Lehranstalten“ in der Nr. 29. vom 28. März 1806 (links) ein gut unterrichteter Bericht über die Zustände an der Universität Würzburg. Würzburg war mit seiner Universität durch den Frieden von Preßburg an das Großherzogtum Habsburg-Toscana gekommen. Die gerade, 1803, von Montgelas nach Würzburg berufenen Professoren, zumal die protestantischen, gerieten damit in eine höchst schwierige Situation. Der Text in der ALZ vom 28. März 1806 könnte von Schelling stammen.

Schelling war zwischen die Fronten geraten, denn er musste auch und gerade einer protestantischen Aufklärung suspekt erscheinen (noch 1815 bemerkt der wohlgesonnene Goethe einmal, man wisse ja nicht, ob Schelling nicht inzwischen katholisch geworden sei). Die schwierige Position setzte sich in München fort, aber hier fiel zunächst die Öffentlichkeit von Vorlesungen weg, da Schelling als Mitglied der Akademie (ohne weitere Verpflichtungen) in bayerische Dienste übernommen wurde.

Freunde und Feinde

Carolines Rede von „Freund und Feind“ ist nicht grundlos. Zu erinnern ist an den – bisweilen üblen

(etwa gegenüber Thiersch, Feuerbach, auch Jacobi) – Hass gegenüber den sogenannten Nordlichtern, die an die neuformierte Akademie, ans Ministerium und die Gelehrten-schule berufen wurden.

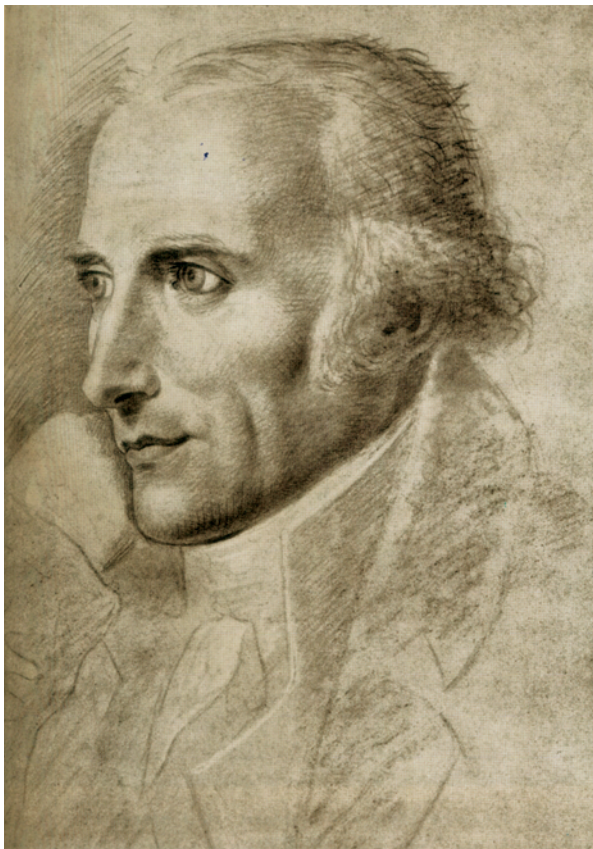
„Freund und Feind“ meint aber auch die Akademiker selbst, vor allem wohl Jacobi. Er gab sich freundlich, stichelte in seiner Korrespondenz freilich umso mehr: mit schönen Worten verschleierte Schelling betrügerisch seinen atheistischen Spinozismus. Jacobi, Präsident der neu organisierten Akademie der Wissenschaften, ist verbittert: Schelling raubt ihm den Glanz seiner eigenen Rede zur Eröffnung der Akademie am 27. Juli 1807. Goethe bleibt von

Jacobis Agitation unbeeindruckt; er sieht Schellings Rede ganz im Einklang mit den Bestrebungen der Weimarer Kunstfreunde, und bei den deutsch-römischen Künstlern wird sie offenbar mit Begeisterung aufgenommen. Hegel hingegen, der schon in der 1807 erschienenen *Phänomenologie des Geistes* abschätzig auf Schelling angespielt hatte, spottet: „Was man nicht alles erlebt! Das Meer trägt Korn ... und in München gedeihen ...ästhetisch-philosophische Reden“.

Die Bedeutung der Kunst im System der Philosophie

Hegels Spott und Jacobis Vorwurf des Betrugs durch schöne Worte belegen wohl auch ein Ressentiment gegenüber „Beredsamkeit“ (um an Adam Müllers *Reden über die Beredsamkeit*, 1812, zu erinnern), d. i. die Fähigkeit, dem berechtigten Anspruch eines größeren Publikums auf eine grundsätzliche und doch verständliche, auch unterhaltende und anregende Rede. Schelling – dem im Übrigen die literarische Darstellung des philosophischen Gedankens ein Grundproblem ist – kommt solchem Anspruch nach. Es fällt schwer, in der Philosophie weitere Beispiele zu nennen (1815 und 1832 wird es Schelling noch einmal gelingen, „große“ philosophische Reden zu halten – über die Gottheiten von Samothrake und über Faradays Entdeckung). Schellings Rede ist

Friedrich Heinrich Jacobi (1743–1819), Schellings Gegenspieler in München und Vorgänger als Akademiepräsident (1807–1812). Zeichnung von Johann Peter von Langer (1756–1824).



gelehrt, ohne sich pedantisch so zu geben; sie hat ihr Fundament in den vorangegangenen, spekulativen, manchmal auch quälenden Gedanken zum System von Philosophie und zur Bedeutung der Kunst im System. Aber man muss Schellings Überlegungen in den Jahren von 1800 bis 1803, die Kunst als Einheit von Freiheit und Notwendigkeit, von Bewusstsein und Bewusstlosem und als Ausdruck eines philosophisch voraussetzenden Absoluten denken – man muss diese Überlegungen, die der Kunst einen bis dahin nicht gedachten Rang geben, nicht kennen, um der Rede von 1807 folgen zu können. Aber die Rede macht, unaufgeregter und gleichsam nebenbei, auf ihre „Tiefendimension“ aufmerksam, bringt diese ins Spiel.

Seelenlose Oberflächlichkeit der Kunst

Es ist ein Grundwiderspruch, so Schelling, an dem die ästhetische Theorie krankt und damit den Künstler in Unsicherheit stürzt: Sie stellt die Natur zur Nachahmung auf, aber spricht ihr zugleich alles Leben ab, kennt die Natur tatsächlich nur als totes Aggregat. So bleibt sie bloße Rezeptionsästhetik, die auf die Empfindungen des Publikums blickt, aber zum Wesen des Kunstwerks nichts zu sagen weiß und – schlimmer noch! – den Künstler verführt, bloß äußerlich abzubilden, die leere, vom Wesen abgezogene Form wiederzugeben.

Schon Winckelmann hat die seelenlose Oberflächlichkeit der bildenden Kunst seiner Zeit erkannt und ihr die Schönheit der antiken Plastik als Vorbild entgegengestellt. „Der Gegenstand der Nachahmung wurde verändert, die Nachahmung blieb“, kommentiert Schelling, und wenn zuvor Körper ohne Seele erzeugt wurden, so ist es nun umgekehrt. Die verbindende Kraft aufzuzeigen, gelingt Winckelmann

nicht; er bringt den Künstler nur dahin, die vorgefundene Form „steigern“ zu wollen (man denke dabei, fügen wir hinzu, an Tischbeins Äußerung aus Neapel: „So habe ich nach einem Schornsteinfeger, der vielleicht der schönstgewachsene Mensch hier war, die Beine des Achilles gemacht“).

Einheit von Wesen und Form

In der Natur sind Wesen und Form schon immer eine lebendige Einheit, die Form drückt das Wesen aus, dieses bildet sich in bestimmte Gestalt. Schelling trägt den in der Naturphilosophie gewonnenen Begriff der Natur, der auch der Goethesche ist, vor: Natur ist lebendig und schöpferisch; indem sie sich selbst organisiert, bringt sie eine Einheit geistiger Art und Abkunft zur Erscheinung:

„Wohin trachtet alle Forschung der Natur, wenn nicht dahin, selbst Wissenschaft in ihr zu finden? Denn das, worin kein Verstand wäre, könnte auch nicht Vorwurf des Verstandes sein, das Erkenntnislose selbst nicht erkannt werden. Die Wissenschaft, durch welche die Natur wirkt, ist freilich keine der menschlichen gleiche, die mit der Reflexion ihrer selbst verknüpft: in ihr ist der Begriff nicht von der Tat, noch der Entwurf von der Ausführung verschieden.“

Nachahmung der Natur kann nun nicht mehr Abbildung und Darstellung ihrer Formen und Gestalten, d. h. ihrer Oberfläche bedeuten. Vielmehr muss auch in den bildenden Künsten jene „werk tätige Wissenschaft“, in der sich die Natur formt und gestaltet, am Werke sein. Nur so kann es zur Einheit von Wesen und Form, von Innerem und äußeren Ausdruck kommen. Der Künstler produziert wie und als Natur; er folgt einem Gesetz, „das ihm Gott und Natur ins Herz geschrieben haben“. Im Kunstwerk

MÜNCHEN, STAATLICHE GRAPHISCHE SAMMLUNG

erscheint immer auch ein Bewusstloses, gleichsam ein „Höheres“. Damit löst sich auch der alte Streit, ob der Künstler idealisieren oder vielmehr das Charakteristische darstellen solle (z. B. eine ideale Landschaft oder einen Prospekt). Denn zwar strebt „in der Natur und Kunst das Wesen zuerst nach der Verwirklichung oder Darstellung seiner selbst im Einzelnen“, aber im Kunstwerk soll die Darstellung doch auch jenes Gesetz erscheinen lassen und Allgemeines oder Idee mit individuellem oder Charakteristischem vereinen. Als solche Vereinigung kommt Schönheit ins Spiel.

Die Darstellung von Beseelung

Im Menschen zeigt sich exemplarisch „Höheres“. In ihm versammelt sich die Natur und geht zugleich über sich hinaus; in ihm zeigt sie sich als beseelt und in der Beseelung die Einzelheit, das Charakteristische aufhebend oder, wenn man so will, verklärend. Schelling teilt die Unterscheidung von Natur- und Kunstschönheit nicht; die Natur ist als beseelte schön. Aber ebendies bringt die Kunst zur Erscheinung, indem sie Beseelung zeigt. In der Darstellung von Beseelung macht sie Schönheit offenbar. Exemplarisch ist die „Niobe“: „durch Schmerz, Angst und Unwillen strahlt wie ein göttliches Licht die ewige Liebe als das allein Bleibende.“

Von hier lassen sich nun Linien ziehen: Die Plastik zeigt Beseelung anders als die Malerei, die – mit Licht und Farbe ausgestattet – unbeschränkter verfahren kann und Stufen, Differenzierungen von Kunst und Schönheit deutlich macht. Schelling nennt die großen Italiener: Michelangelo, Raffael, Corregio und hebt Guido Reni als den „eigentlichen Maler der Seele“ im Blick auf die „Himmelfahrt Mariae“ hervor („in der großen



Guido Reni (1575–1642): Himmelfahrt Mariä. Öl auf Seide, 1642. Mit Blick auf dieses Werk bezeichnet Schelling Reni als den „eigentlichen Maler der Seele“.

FOTO ©: BLEULGNAMM - ARTOTHEK

Sammlung unseres Königs zur allgemeinen Bewunderung aufgestellt“). Aber auch die Vorgänger – von Cimabue und Giotto bis zu Perugino – betrachten wir noch immer „mit einer Art von Andacht, ja einer gewissen Vorliebe“, denn in ihnen erblicken wir die ersten Anfänge, das Schöpferische selbst, das sich nicht mehr zurückführen lässt.

Schellings Zitat vergangener Größe fordert einen neuen Anfang der Kunst. Schelling evoziert das perikleische Athen, das medicische Florenz als Vorbilder für das bayerische Königreich und seinen Regenten. Und er evoziert im Blick auf Dürer eine eigentümliche Kunst des Vaterlands, einen lebendigen Keim. Hier ist viel „Rhetorik“ im Spiel; aber sie mahnt und erinnert an das Richtige: dass die Förderung von Kunst und Wissenschaft, die Unterhaltung eines „allgemeinen Enthusiasmus“ für

Kunst und Wissenschaft unmittelbar zum Staatsgeschäft gehört.

Der Autor ist Professor für Philosophie an der Universität München und Sekretär der Schelling-Kommission der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.



Tagung

Zum 200. Jahrestag von Schellings Rede „Über das Verhältnis der bildenden Künste zu der Natur“ wird vom 10. bis 12. Oktober 2007 eine Tagung in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften stattfinden (Leitung: Prof. Dr. Frank Büttner, Institut für Kunstgeschichte der LMU, o. Mitglied der Bayerischen Akademie der Wissenschaften; Prof. Dr. Jörg Jantzen, Schelling-Kommission).